

Liebe Kameraden!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **11 (1943)**

Heft 12

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

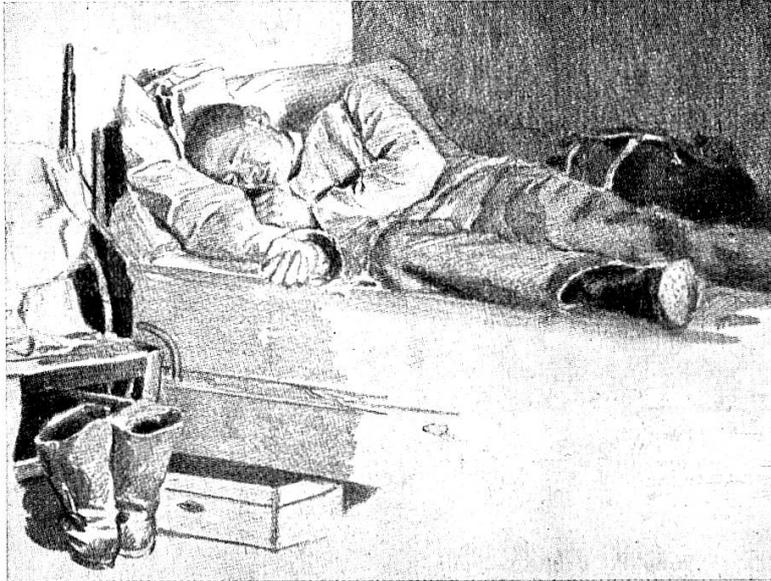
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

fuhr durch seinen Hals tief in Marcel Rossignols Herz. Sie sahen noch einen Augenblick unzähliges Weißes leise und freundlich auf sich herniederschweben. Dann gaben sie sich ganz hin dem süßen unendlichen Schlaf.



Ernst Liebermann

Schlafender Grenadier (1915)

Liebe Kameraden!

Ich liege am Rande der Wüste. —

Die Sonne nähert sich dem Horizont, aber sie brennt immer noch sengend auf die Haut, und die Augen schmerzen. Noch eine Stunde, dann verschwindet das Licht und die Nacht bricht herein, und mit ihr die Hölle der fliegenden Maschinen... Aber das ist für uns schon so alltäglich geworden, daß wir uns an die Tage, in denen der Tod um uns nicht das Alltägliche war, nur in seltenen Stunden erinnern. Dieses Erinnern an eine nicht verzerrte Welt umfängt mich heute wie der Arm eines Freundes. —

Jetzt wird ungefähr die Stunde sein — bei Euch in der Schweiz — in der ihr die Kerzen anzündet. Vor einem Jahre war ich noch bei Euch. Vor einem Jahre saß ich noch still an der Wand im Kreise der Freunde, der Jünglinge und Männer, die sich zusammengeschlossen haben, weil das Schicksal, die Natur oder Gott — wer vermag das zu sagen! — sie im gleichen Fühlen verband. Und ich möchte heute wieder bei Euch sein, nur für eine Stunde. Ich will mir den weißen Sand in flockigen Schnee verzaubern und die Palmenblätter in Tannenzweige. Ich kann es, weil ich es will. Und ich will auch bei Euch leise zur Türe hereinkommen, im Dunkel und unerkant, weil ich ja nun doch das unfestliche Gewand einer har-

ten Wirklichkeit trage. Ach, es wird immer etwas Schmerzliches für mich bleiben, daß meine Vaterlandsliebe zerspalten ist in ein Hüben und Drüben! In Eurem Lande wurde ich geboren, in Eurem Lande bin ich aufgewachsen, lernte die Sprache der Mutter und die Eure so spielend und leicht, wie es eben Kinder lernen. Ich saß mit Euch auf den Schulbänken, spielte in den gleichen Wäldern, kniete in den gleichen Kirchen, und als die Liebe die Augen öffnete, waren es frohe Gefährten Eurer Heimat. Bürger Eures Landes zu werden, dazu reichten die Mittel nicht — und wir glaubten ja auch alle nicht mehr, daß jemals wieder der Wahnsinn eines solchen Krieges ausbrechen würde. Als er dann doch kam, kam auch der Riß durch mein Herz. Sollte ich wirklich eines Tages den Säntis und den Bodensee nicht mehr sehen, die vertraute Sprache nicht mehr hören, alle mir nahen Menschen verlassen? Und doch — konnte ich heimatlos werden, Deserteur — und mich dadurch ausschließen, jemals wieder die ewige Stadt zu betreten, Florenz, Neapel und Venedig, das unvergleichliche? Und nie mehr das kleine Bergdorf, nahe der Tessiner Grenze? Ach, Euch haben gütige Götter die grauenvollendlosen Nächte erspart, die das Schicksal des Auswanderers uns auferlegt!

So bin ich gegangen. Ich will kein Held sein und kein großer Krieger; ich will nur meine Pflicht tun, nichts anderes. Ich wollte mir nur ersparen, eines Tages darum Betteln zu müssen, wo ich atmen darf. So habe ich Euch verlassen — und kehre heute wieder einmal zu Euch zurück, wie schon oft in den wenigen Stunden der Ruhe. —

Ich will danken. —

In Eurer jahrelangen Gemeinschaft habe ich mich selbst gefunden. Ich habe mich losgelöst aus kleinbürgerlichen und religiös allzu engen Anschauungen. Ich bin froh geworden in dieser Liebe. Auch jetzt, im Angesicht des Todes weiß ich, daß man diese Liebe nicht ablegen kann wie ein falsches Kleid wie die Menge meint, wie etwas, das man irrtümlich wählte. Bis vor wenigen Tagen hatte ich einen Waffenkameraden, der mir seine Zuneigung so selbstverständlich gab wie das Brot, das wir teilten. Es gab keine überflüssige wissenschaftliche Frage, es gab nur eines: Gemeinsamkeit, die aus der Bereitschaft für alles so sinnvoll herauswuchs, daß die Liebe das Furchtbare um uns ertragen ließ. Das ist ja das Seltsame, daß gerade diese Zeit, die in ihren öffentlichen Anschauungen und Gesetzgebungen dem männlichen Eros die rechtliche und gesellschaftliche Vernichtung ansagte, daß diese Zeit ihm wieder einen Boden gab, der dem Atemraum der heiligen Schar der Thebaner wieder gleichkommt. Wenn einmal spätere Denker die Geschichte dieser Tage schreiben werden, so müssen sie erkennen, daß auf beiden Seiten Kameradenliebe immer wieder Kämpfer von einer für bürgerliche Begriffe unvorstellbaren Verbundenheit schuf... Jetzt ist der Platz des Kameraden neben mir leer. Die Waffengefährten haben mir nicht gesagt, wie er starb, wo er starb, ob ihn nur eine Kugel traf, ob er verstümmelt oder zerrissen wurde — ich weiß es nicht. Sie wollten nur, daß ich sein Bild behalte, wie ich ihn zum letzten

Male sah. Einen Tag lang haben sie mich allein gelassen — aber die Wirklichkeit ist zu hart, als daß dem Schmerz mehr Raum zukäme. Er ist mir nicht verloren. Wenn die alten Völker glaubten, daß die Gefallenen in den Lüften weiterkämpften, so glaube ich, daß sein ganzes Wesen weiter um mich ist. Der Körper ist ein herrliches Geschenk dieser Erde — und Toren, die ihn mißachten, aber das liebende Umfassen, das er gewährt, ist ja nur die Brücke zum Tieferen, zur Seele des Menschen. Dieses Bewußtsein, das nichts mehr auslöscht, nicht Gesetz, nicht das Wort eines Mächtigen, nicht der Bannfluch eines Priesters, lebt im heutigen Jüngling und Manne, mehr als die öffentliche Meinung es wahr haben will. Sie ist ja auch gar nicht wichtig und es bleibt unwesentlich, ob die Menge es je begreift. Es lebt an allen Fronten, wo die Tapfersten den Schönen suchen, mit dem sie das Lager teilen, wie ehemals, wie immer. Und es darf bei Euch leben und Form finden im Wort. Dadurch habt Ihr ein großes Vorrecht, aber auch eine große Pflicht. Was einmal Besitz des erkennenden Menschen geworden ist, darf nicht mehr verloren gehen. Was einmal entzündet wurde, was das Leben leuchtend und schön macht, muß weiter brennen. Mein toter Gefährte hat mir eine schöne, alte Legende erzählt:

Als den Menschen vor vielen Tausenden von Jahren von der Gottheit die Seele eingehaucht wurde, erlebten sie zum ersten Mal den Tag als wahrhafte Menschen. Ihre Seele war des Jubels voll. Als aber die erste Nacht hereinbrach, vermeinten sie, daß die Sonne nicht mehr hinter den Horizonten emporsteigen würde. Eine panische Angst erfaßte sie, ohne Licht weiter leben zu müssen. Damals hüteten überall Jünglinge, die schönsten, die adeligsten des Körpers, das Feuer. Da sprang einer auf, nahm eine Fackel und rannte der sinkenden Sonne nach. Er rannte sich zu Tode; aber immer wieder stand einer auf, küßte den Toten, riß ihm die Fackel aus der erkaltenden Hand und rannte weiter. Und immer wieder lief sich einer zu Tode und immer wieder standen die Schönen auf, küßten den Herrlichsten des fremden Stammes und rannten weiter durch die ganze, schier endlose Nacht. Als die Sonne wieder aufstieg, hatten alle Stämme der Erde den Schönsten zu beweinen, aber das Licht war wieder da. Die Gottheit hatte die Sonne wieder an der Fackel entzündet. —

Ist diese Legende nicht Symbol auch für unsere Liebe? Droht sie nicht zu ersticken in der Nacht, die dunkle Mächte über die Erde brachten? Müssen wir nicht die Flamme weitertragen, gleichviel, was es auch kosten mag? Es mag aussichtslos scheinen, aber das darf keinen kümmern, der je zum Mensch-Sein erwacht ist. Hat es den gekümmert, an dessen Krippe wir heute stehen, was aus dem Lichte werde, das er gebracht hat in Gesetzesdünkel und starre Menschensatzung? Er hat die Flamme, die in ihm brannte, immer weiter getragen bis an das Ende. Und scheint auch Seine Flamme heute am Erlöschen, zertreten durch Viele, die Seinen Namen zu tragen sich vermessen, sie kann nicht auslöschen, weil sie das Größere ist, als das, was sie zertreten will. Immer wieder werden Hüter des Feuers aufstehen und die Fackel in die Nacht emporheben. Ich

glaube an Ihn, auch wenn die gesetzmäßigen Hüter Seines Feuers uns das Recht unserer Liebe absprechen. Auch Er war durch seine Menschengestalt in die Gesetze unserer Menschennatur gespannt, auch Er neigte sich einem zu, den Er vor allen liebte. Mehr wissen wir nicht. Brauchen wir mehr zu wissen? Ist das Körperliche das Entscheidende? Es gehört der Erde an und hat nur für die Erde Gewicht und Bedeutung. Und weil er uns zwar nicht gesetzlos, aber frei machen wollte von allem, was das Erdenleben vom Glück entfernt, deshalb glaube ich, daß er die Liebe zweier Gefährten vor meinem Gewissen bestehen läßt. —

Die Sonne sinkt. Noch einmal zucken die glühenden Flammen über dem unendlichen Horizont am Wüstenrand... Ach, käme in dieser Nacht wieder der Engel aus den Wolken als Kündler einer neuen Zeit! Wann endet das Furchtbare, daß Völker um Worte willen sich verblenden lassen, daß der Schöne immer wieder gegen den Tapferen aufstehen muß, um ihn zu töten? Mein Gefährte ist tot; wie Vielen habe auch ich bereits den Kameraden genommen? Es ist grauenvoll, zu denken, daß eine Bombe die Sixtinische Decke zerstören kann — aber ist es nicht viel unfaßbarer, daß Tausende von Ebenbildern der Gottheit, die dort oben verherrlicht sind, stündlich zerrissen werden? Ach, warum ist Euere Heimat nicht meine? Warum bin ich gespalten in ein Hüben und Drüben? Warum? —

Die Nacht kommt schnell. Ich darf nicht mehr denken. Ich muß nur tun, wie Millionen Andere. Und ich muß darauf achten, daß heute meine Hand nicht zittert, wenn ich die Waffe in die Hand nehme. Ich will mich nicht an die Schneekuppe des Säntis erinnern und nicht an die klarblaue Weite des Bodensees. Ich darf Euere Kerzen nicht mehr sehen und Euer Lied nicht mehr hören...

Tragt die Flamme weiter!

Dieser Brief eines Weltkriegssoldaten schrieb
Rolf für unsere letzte Weihnachtsfeier.

Die ewige Botschaft

**Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott,
und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott.
Alle Dinge sind durch dasselbe geworden, und ohne das
Wort ist auch nicht eines geworden, das geworden ist.
In ihm war Leben, und das Leben war das Licht für
die Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis,
und die Finsternis hat es nicht angenommen.**

Evangelium nach Johannes.